



Medienart: Korrespondentenartikel
Auflage: 0

Seite: 0
Fläche: 174'158 mm²

Auftrag: 3013269
Themen-Nr.: 833.027

Referenz: 84828272
Ausschnitt Seite: 2/6



Sebastian Nüblings und Boris Nikitins «Dämonen» mit DOMINIC HARTMANN am Theater Basel

Totentanz und Horrorshow

Sebastian Nübling und Boris Nikitin veranstalten mit «Dämonen» eine Tour durchs nächtliche Basel, Sahar Rahimi entlarvt in der Uraufführung von Anne Haugs «MILF» das Klischeebild der lieben Familie

Von Valeria Heintges



Sie sind 12 Sekunden voraus. So lange dauert es, bis das Signal unterm Atlantik, in den amerikanischen Serverpark geleitet, wieder zurückgeschickt wird und per Internet auf der großen Leinwand im Schauspielhaus Basel landet. Kaum hat Elif Karci das klagemacht, geht sie forschen Schrittes aus dem Theater, die Kamera hinter ihr her. Es wird drei Stunden und 35 Minuten dauern, bis sie wieder zurück ist. In dieser Zeit jagt sie mit einer Gruppe junger Schauspieler durch die Stadt, über den Bahnsteig, zum Bahnhof, über die Rheinbrücke nach Kleinbasel, über eine andere Brücke zurück, in die Altstadt und schließlich zur Paulus-Kirche, um am Ende wieder im Schauspielhaus zu landen. Immer gefolgt von der Kamera, die Bilder auf die Leinwand sendet.

Es ist eine Parforçetour für sieben Schauspieler:innen – vier aktuelle Mitglieder der Jungen Bühne Basel, mit Sven Schelker und Julian Anatol Schneider zwei ehemalige, die jetzt zum Ensemble des Schauspielhauses gehören, und Dominic Hartmann, der schon mehrfach mit Nübling arbeitete. Es ist eine Gruppe voller Energie, die etwas mitzuteilen hat. Es geht um Leben und Tod, Schmerz und Verlust, um die Realität, ihre Wahrnehmung, um Erinnerungen, um die Welt als Wille und Vorstellung und Fake.

Schauspieler:innen als Co-Autor:innen

Aber erst einmal sagen sie 22 Minuten kein Wort. Sie laufen nur. Erst Elif Karci allein, dann kommt Lukas Stäuble dazu, noch eine, noch einer. Sie gehen schnell und bestimmt, die Kamera, virtuos geführt von Robin Nidecker und Assistent Jelin Nichele, folgt ihnen wie ein Stalker. Nach einer perfekten Choreografie tauchen sie auf und verschwinden, werden heran- und weggezoomt und auch mal umkreist. Dann erzählt Ann Mayer von ihrer Magersucht, Elif Karci, dass die Mutter sie abtreiben wollte, Sven Schelker von dem Freund, dessen Unfalltod auf dem Fahrrad er sah, ohne zu wissen, wer da betroffen ist. Alles auf Schweizerdeutsch;

sie werden neben den Regisseuren und Ideengebern Sebastian Nübling und Boris Nikitin auch als Textautoren genannt. Da spricht Dominic Hartmann vom Aufwachsen auf dem Land, mit großem Hof, alten Kirschbäumen und enger Gemeinschaft. Erst in der Stadt kann er seine Homosexualität ausleben, die ihn von den anderen trennt. Dennoch wird er in den Schützenverein gehen und rechtskonservative SVP-Meinungen vertreten, weil er dazugehören möchte. Die Kirschbäume vermisst er heute noch.

Es sind Wort- und Gedankenfetzen, die ein großes Ganzes ergeben. Das Tempo ist hoch; immer wieder überraschend, wie genau festgelegt ist, wer wo steht, geht, wann spricht, wann schweigt. Die Beats sind laut und rastlos, den Grundton formt «Imagine a box» von Underworld, der Gesang von Karl Hyde lässt «fairy tale summers» auferstehen und bittet immer wieder «leave the light on». Es ist dieser Wunsch, dazuzugehören, jemanden zu haben, der auf einen wartet, mit dem die jungen Schauspieler:innen durch die Nacht, durch die Stadt jagen. Und der Bruch zwischen ihnen und der Welt, der sie immer wieder verzweifeln lässt.

Sie haben keine Angst vor großen Gefühlen, vor großen Fragen, nach dem Gestern, dem Heute, dem Morgen. Keine Angst vor großen Gesten, wenn sie feststellen, dass die ganze Stadt ihre Bühne werden kann. Der «Burger King» etwa wird zum Predigtplatz von Ann Mayer über «Failure as a Lifestyle», ein Rondell im Parkhaus in Beschlag genommen. Überraschend fast zum Schluss der Altar der Kulturkirche Paulus, der aus dem Dunkel erstrahlt wie eine Erscheinung. Sie nehmen die Stadt in Besitz, während sie verzweifelt versuchen, Herr über ihr Leben zu werden.

Jagd nach dem Kick

Nach etwa zwei Stunden und einer Jagd per Elektroroller tanken sie Kraft, Trauben und Getränke in einer Wohnung, in der sie sich in die titelgebenden Dämonen verwandeln. Wa-



ren sie vorher alle unauffällig, aber im vorherrschenden Schwarz-Weiß-Film sinnfällig in Schwarz gekleidet, ziehen sie jetzt wie wildgewordene schwarz-weiß-gemusterte Harlekiner durch die Gegend, Elisa Dillier im Skelettkostüm, Dominic Hartmann im strahlend-weißen Spitzenkleid, alle mit Masken, die ihre Gesichter radikal altern lassen. Jetzt sind in diesem modernen Basler Totentanz endgültig die Teufel los – so wütend schlagen sie auf Plakate ein, tanzen sie auf Elektrokästen, in Hauseingängen und Haltestellen, fiebrig, gehetzt, auf der Jagd nach dem Glück oder wenigstens dem Kick. Dann wieder erstarren sie, in verzerrten Posen wie moderne Varianten von Rodins Bürgern von Calais.

Es hat durchaus etwas Arrogantes, wie sie da von «meiner Welt» berichten, in der jeder sagen darf, was er will, solange er ihrer Meinung ist. Es wird am Ende auch ein wenig sehr apologetisch, wenn sie Passanten befragen und beschimpfen, ihnen erklären «Wir leben alle in einer Illusion» oder «Du hast keine Vision», und dann doch immer wieder beschwichtigen: «Es ist okay.» Ist es das wirklich?

Man kann einzelne Details, vielleicht ein paar Längen bekritteln. Aber man muss unumwunden zugestehen, dass eine Intensität und ein Einfallsreichtum von der Leinwand ins Theater schwappen, wie man sie lange nicht

gesehen und gefühlt hat. Ein Film, beinahe coronakonform. Und doch von schmerzhafter Körperlichkeit und Nähe.

